



Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Vom Schlafen im Kanonenrohr und der Normalisierung des Grauens

*„Zu der Bettlerin, die zudringlich wurde,
sagt die Besitzerin des Restaurants, und
sie zeigt dabei auf die Langusten essenden Gäste:
,Versetzen Sie sich doch in die Lage dieser Herrschaften.“
(Albert Camus)*

In Hamburg hat am 4. Oktober, also fast auf den Tag genau ein Jahr nach dem Anschlag von Halle, ein 29-jähriger Mann vor einer Synagoge mit einem Klappspaten auf einen jüdischen Studenten eingeschlagen. Das Opfer erlitt erhebliche Kopfverletzungen. Der Täter ist ein sogenannter Deutschrusse, trug eine Bundeswehruniform und führte in der Hosentasche ein selbst gemaltes Hakenkreuz mit sich. Ich vermute, dass der Mann nicht nur den Klappspaten und die Uniform, sondern auch seine politische Prägung von der Bundeswehr bezogen hat. Wieder wurde der Mann flugs zum Einzeltäter erklärt, nach seiner psychischen Störung wird noch gefahndet. Insgesamt schien mir das mediale Echo gering. Es muss offenbar jemand zu

Tode kommen, damit die Empörungsmaschinerie anspringt. Die von Herbert Marcuse zu Zeiten des Vietnamkriegs beobachtete „Normalisierung des Grauens“ ist auch im Feld des Antisemitismus zu beobachten. Wir gewöhnen uns daran, dass in unserem Land wieder Juden attackiert werden.

Als ich hörte und dann auch sah, wie das erste Fernsehduell zwischen Trump und Biden verlaufen ist, habe ich mir Herbert Achternbuschs *Bayernlied* hervorgeholt, in dem es heißt: "Wer die CSU wählt, der fährt mit 180 an den nächsten Baum, der schlägt seine Frau mitten ins Gesicht, der hängt sich an seinem Arbeitsplatz auf und stellt einen Rekord im Fluchen auf, der klagt aus seinen eigenen Taschen, verkürzt die Schulzeit seiner Kinder, denn er denkt mit der Faust. Wer die CSU wählt, kürzt seine eigene Rente. Wer die CSU wählt, der legt sich auf die Straße und stellt einen Panzer drauf. Wer die CSU wählt, der schläft im Kanonenrohr ..."

Man muss nur CSU durch Trump ersetzen und schon hat man's. An der Indolenz vieler Zeitgenossen könnte man verzweifeln. Sie wohnen der Zerstörung des Globus und der Gesellschaft bei oder wirken begeistert und aktiv an ihr mit. Woher soll Rettung kommen?

Ein kleiner Nachtrag zu [Teil 10](#), in dem ich davon berichtete, wie mein Vater das Sterben seiner Mutter miterlebte. Tagelang erfüllte ihr qualvolles Schreien das Pfarrhaus. Mein Vater war 12 oder 13 Jahre alt. Er überlebte diese Erfahrung, aber um den Preis einer seelischen Verhärtung und Abstumpfung. Er legte sich das zu, was er seine „dicke Haut“ nannte. Ganze Teile der Gefühlswelt wurden quasi eingefroren und waren in der Folge auf der Klaviatur seiner emotionalen Regungen nicht mehr vorhanden. Man kann aus einer solchen, heute würden wir sagen: traumatischen Erfahrung auch ganz andere Schlüsse ziehen. Als man Samuel Beckett einmal fragte, was die Struktur seiner Dichtung sei, antwortete er: „Die Struktur meines Schreibens kann ich Ihnen erklären. Ich lag einmal in einem Krankenhaus, und im Zimmer nebenan schrie eine Sterbende die ganze Nacht. Dieses Schreien ist die Struktur meines Schreibens.“ Der eine, mein Vater, beschließt, nichts mehr zu fühlen, der andere, Samuel Beckett, widmet sein ganzes Lebenswerk dem Versuch, das Schreien einer Frau hörbar zu machen. Der eine versucht, bei lebendigem Leib so tot wie möglich zu sein, der andere versucht, seine Empfindungsfähigkeit beizubehalten und stellt sein Lebenswerk in den Dienst des Projekts, das Leiden der gequälten Menschheit beredt werden zu lassen.

Eine ähnliche Polarität existiert zwischen Ernst Jünger und Ernst Toller. Beide stehen und liegen in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs und hören die Schreie der Verwundeten und

Sterbenden. In seiner Autobiographie „Eine Jugend in Deutschland“ schreibt Toller: „Eines Nachts hören wir Schreie, so, als wenn ein Mensch furchtbare Schmerzen leidet, dann ist es still. ‚Wird einer zu Tode getroffen sein‘, denken wir. Nach einer Stunde kommen die Schreie wieder. Nun hört es nicht mehr auf. Diese Nacht nicht. Die nächste Nacht nicht. Nackt und wortlos wimmert der Schrei, wir wissen nicht, dringt er aus der Kehle eines Deutschen oder eines Franzosen. Der Schrei lebt für sich, er klagt die Erde an und den Himmel. Wir pressen die Fäuste an unsere Ohren, um das Gewimmer nicht zu hören, es hilft nichts, der Schrei dreht sich wie ein Kreisel in unsern Köpfen, er zerdehnt die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Jahren. Wir vertrocknen und vergreisen zwischen Ton und Ton.“



Bild von [Bruce Mewett](#) auf [Pixabay](#)

Beide, Toller und Jünger, hören ähnliche Schreie und ziehen vollkommen gegensätzliche Schlüsse aus dieser Erfahrung. Toller schlägt sich auf die Seite der Kriegsgegner und kämpft den Rest seines Lebens für eine Humanisierung und Befriedung der Welt. Jünger hört ähnliche Schreie und verhärtet sich dagegen. Er verwandelt sich im Schützengraben in eine „Stahlgestalt“, verherrlicht Krieg und Gewalt und wird zu einem der schriftstellerischen Wegbereiter des Faschismus. Da wir alle partiell Getötete sind, muss sich jeder Mensch entscheiden, welches der beiden Prinzipien, das Tote oder das Lebendige, in seinem Lebenslauf bestimmend wird und ob libidinöse oder destruktive Energien sein Handeln antreiben. Ich komme immer wieder auf dieses Thema zurück, weil es mich sehr beschäftigt und, wenn man so will, mein Lebensthema ist.

Vor ein paar Tagen ist Ruth Klüger gestorben. Ich habe in Erinnerung an sie ihr Buch *weiter leben* hervorgeholt und beim Blättern in diesem autobiographischen Werk stieß ich auf eine

Passage, in der sie sinngemäß sagt, dass traumatische Erfahrungen in unseren Körpern stecken wie ein nicht operierbares Geschoss. Was soviel heißt: Wir müssen mit ihnen leben, müssen zu einem *modus vivendi* mit ihnen finden. Wobei die Betonung auf *vivendi* liegt. Das ist leichter gesagt, als getan und ein lebenslanger Kampf.

Eine Woche, nachdem ich zum letzten Mal in der Lahn geschwommen bin, stehe ich am Ufer und schaue auf den träge dahinfließenden Fluss. Dieses Starren auf den Fluss ist die einzige Yoga-Übung, die ich kenne und ab und zu ausführe. Das heißt manchmal noch die *Fünf Tibeter*, von denen die Tibeter natürlich nichts wissen und die sie gar nicht kennen. Die *Fünf Tibeter* hat mir mein holländischer Freund Eugen beigebracht. Sie würden mich auch im Alter einigermaßen gelenkig halten, stellte er mir in Aussicht. Voraussetzung: Ich müsse diese Übungen täglich praktizieren. Damit ist es bei mir nicht so weit her. Aber ich bemühe mich. Ich möchte mich nicht aufgeben und hängen lassen. Die durchschnittliche Altersverwampung finde ich abscheulich und möchte ich möglichst vermeiden.

Ich sammle Boskop-Äpfel auf, die wir für *Himmel & Erde* benötigen, ein traditionelles Armeleuteessen und eins unserer Lieblingsgerichte in Herbst und Winter. Eine Freundin hat mit vor vielen Jahren ein von Mario Adorf signiertes Rezept mitgebracht und geschenkt. Es stammt von seiner Mutter und ist in seinem Buch *Himmel und Erde - Unordentliche Erinnerungen* enthalten:



Himmel und Erde

Zu gleichen Teilen:

- *Kartoffeln (mehlig)*
- *säuerliche Äpfel*

Kartoffeln in Salzwasser kochen – Äpfel vierteln und weich dämpfen

Wir haben uns erlaubt, das Rezept etwas zu erweitern. Wir geben ein Säckchen mit zerstoßenen Nelken und einer halben zerbröselten Zimtstange unter die Äpfel und lassen gegen Ende ein wenig kleingeschnittenen Ingwer mitkochen. Das gibt dem alten Rezept aus der Eifel eine kleine exotische Note.

Kartoffeln abschütten und zusammen mit den Äpfeln und deren Kochwasser stampfen. Mit Salz und Muskat abschmecken.

Und nun folgt eine Zutat, bei deren bloßer Erwähnung es Veganern und Vegetariern blüherant werden dürfte:

Geräucherte Blutwurst in dickere Scheiben schneiden und von beiden Seiten scharf anbraten. Sodann Zwiebelringe dazugeben und weichdünsten. (Kleine Abweichung: Wir ziehen es vor, die Zwiebelringe separat anzubraten und braun werden zu lassen. Aufpassen, dass sie nicht verbrennen! Dann schmecken sie besser und sind leichter zu verdauen.) Das Ganze zusammen mit dem Kartoffel-Apfel-Brei anrichten und servieren.

Dazu schmeckt Cidre, Bier oder trockener Weißwein.

Mario Adorf scheint dieses Essen nicht geschadet zu haben. Er wurde im September 90 Jahre alt und erfreut sich guter körperlicher Gesundheit und geistiger Beweglichkeit. Ich gratuliere nachträglich. Die Ermordung Winnetous, auf die ich ihn lange Jahre reduziert hatte, habe ich ihm längst verziehen.

Eisenbergs Durchhalteprosa – jetzt sogar mit Rezepten!

In der Sonntagsausgabe der FAZ findet sich ein kurzer Text von Louis Begley, der Freude und Scham überschrieben ist. Während Biden für Trump und seine Gattin betet, stimmte Begley, als er von Trumps Erkrankung hörte, den alten Louis Armstrong-Song an: „I’ll be glad when you’re dead, you rascal“, was so viel heißt wie: Ich bin froh, wenn du Schurke tot bist. Begley drückt aus, was viele Menschen angesichts dieser Nachricht dachten, sich selbst und anderen gegenüber aber nicht eingestehen wollten. Begley fährt nach diesem Auftakt fort: „Ist es beschämend, dass ich so böswillig bin? Zweifellos, und meine Scham sitzt um so tiefer, als der Präsident nun im Walter-Reed-Militärkrankenhaus ist, wo er, wie die offizielle Bekanntmachung hieß, für ein paar Tage bleiben soll. Aber die monströse Hybris dieses Präsidenten verdient Strafe, und ich kann nicht anders, als mich darüber zu freuen, dass es diesen vierundsiebzig Jahre alten Fettsack erwischt hat, der öffentlich vernünftige Maßnahmen verächtlich gemacht hat; der höhnisch über die Gefahr der Pandemie hinweggegangen ist, um seine Chance auf eine Wiederwahl zu stärken; der eine gewaltige Verantwortung für die mehr als zweihunderttausend Amerikaner trägt, die das Virus getötet hat, für eine abgewürgte Wirtschaft und für eine zahlungsunfähige Staatskasse.“ Die Frage, welche Auswirkungen die Erkrankung des Präsidenten auf die Wahlen haben könnte, lässt Begley letztlich offen, fürchtet aber, dass sie sich zu seinen Gunsten auswirken könnte.

Das Eintauchen in meine familiäre Vergangenheit hat eine Figur aus dem Nebel auftauchen lassen, die ich beinahe vergessen hatte. Er wurde Miggel genannt und war der Mann der Schwester meiner leiblichen Mutter. Sie war, als ich ihn kennenlernte, bereits gestorben. Er hieß eigentlich Ludwig Geigenthaler und lebte in einem Dorf in der Nähe von München. Ich glaube, der Ort hieß Ottobrunn. Einmal habe ich ihn mit meinem Vater dort besucht. In Erinnerung geblieben ist mir ein sympathisch verwilderter Garten. Er kann also kein ganz schlechter Mensch gewesen sein. Er war ein großer, schlanker Mann mit einem Habichtgesicht. Auf dem Cover der Piper-Ausgabe von Sandor Márais Erinnerungsbuch *Bekenntnisse eines Bürgers* sieht man Männer und Frauen in einem Caféhaus sitzen und stehen. Einer der Männer blättert in einer Zeitung. Er ähnelt auf verblüffende Weise meinem Onkel Miggel, jedenfalls dem Miggel meiner Erinnerung. Er hatte eine fahle Gesichtsfarbe, was meine Stiefmutter auf seinen Tabakkonsum zurückführte. Er war in der Tat das, was man einen starken Raucher nennt. Er zitterte ständig leicht und seine Stimme hatte ein eigenartiges Vibrieren. Ich sehe ihn vor mir, wie er eine seiner filterlosen Orientzigaretten der Marke Senoussi aus einem silbernen Etui nimmt und auf dem Deckel ein paar Mal aufstößt. Sodann blickte er die Zigarette intensiv an und tastete sie mit zwei Fingern ab. Dann zog er sie unter der Nase durch und roch an ihr, bevor er sie endlich mittels eines Feuerzeugs ansteckte und einen ersten tiefen Zug nahm. Vom vielen Rauchen waren Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand gelblich verfärbt. Er inhalierte tief und ließ den Rauch dann durch Mund und Nase entweichen. Bei uns zu Hause rauchte niemand und deshalb war die Rauchzeremonie von Onkel Miggel stets eine besondere Attraktion für uns Kinder. Niemand wäre damals auf die Idee gekommen, einen Raucher auf den Balkon oder gar vor die Tür zu schicken. In der Straßenbahn, mit der wir morgens zur Schule fuhren, saßen Männer und rauchten. Erst später trennte man die Raucher von den Nichtrauchern.

Miggel fuhr einen DKW, dessen Zweitaktmotor ein nervöses Geräusch erzeugte und eine riesige blaue Abgasfahne ausstieß. Vater und ich fuhren mit Onkel Miggel in die Berge zum Skifahren. Wir wohnten in einer Pension. Die Toilette befand sich auf der halben Treppe, was ich deswegen noch in Erinnerung habe, weil Onkel Miggel diese Toilette stundenlang in Beschlag nahm. Er litt, wie mir mein Vater erklärte, unter Verstopfung. Häufig standen wir oder andere Gäste vor der Toilettentür und warteten, unruhig von einem Bein aufs andere tretend und die Pobacken zusammenkneifend, darauf, dass Onkel Miggel seine Sitzung beendete und die Toilette freigab.

Onkel Miggel war bei uns Kindern beliebt, weil er uns bei seinen seltenen Besuchen stets etwas mitbrachte. Mindestens sprang eine große Tüte Schokolinsen heraus, die wir penibel unter uns aufteilten. Da ich sein direkter Neffe war, steckte er mir immer noch gesondert etwas zu. Ich erinnere mich, dass er mir einmal einen hölzernen Bumerang mitbrachte. Um ihn auszuprobieren fuhren wir ein Stück aus der Stadt heraus und bestiegen einen Berg. Auf einem Hochplateau warf Miggel den Bumerang ein oder zwei Mal, um mir zu demonstrieren, wie

man es machen musste, dann gab er ihn an mich weiter. Das Ende vom Lied war, dass er nicht zu mir zurückkam und verschwunden blieb. Trotz intensiven Suchens fanden wir ihn nicht mehr wieder. Ich war natürlich untröstlich, und Onkel Miggel versprach, mir beim nächsten Besuch einen weiteren Bumerang mitzubringen. Dazu kam es allerdings nicht mehr, weil er kurze Zeit später starb.



Bild von [J.W.](#) auf [Pixabay](#)

Ein neuer Fall von tödlicher Raserei sorgt für mediale Aufmerksamkeit. Drei junge Männer veranstalteten am Samstag, dem 10. Oktober 2020, auf der stark befahrenen Autobahn 66 zwischen Wiesbaden und Frankfurt mit ihren Sportwagen ein Rennen. Einer von ihnen verlor bei Tempo 200 die Kontrolle über seinen Wagen, prallte gegen die Leitplanke und raste dann in einen PKW, der sofort in Flammen aufging. Die 71-jährige Fahrerin verbrannte in ihrem Automobil. Ihre Identität konnte nur mittels DNA-Spuren ermittelt werden. Der Fahrer des Lamborghini wurde lediglich leicht verletzt und konnte sich aus seinem ebenfalls brennenden Wagen befreien. Ein am Rennen beteiligter Porschefahrer fuhr zunächst weiter, stellte sich dann aber in Aachen der Polizei. So lang war der Bremsweg, oder anders gesagt: Das Gewissen des Mannes brauchte 250 Kilometer, um sich zu melden und Einfluss auf sein weiteres Handeln zu gewinnen. Meine Erfahrung als Gefängnispsychologe lässt mich allerdings vermuten, dass es weniger die Stimme des Gewissens war, die den Mann dann doch

noch anhalten ließ, sondern ein Telefonat mit seinem Anwalt. Dieser wird ihm geraten haben, sich zu stellen. Das könnte sich vor Gericht günstig auf das Strafmaß auswirken. Der dritte am Rennen Beteiligte, ein Bekannter des Lamborghinifahrers, ist flüchtig. Gegen alle drei wurde Haftbefehl wegen Mordes erlassen. Von der entscheidenden Phase des Rennens existiert ein Video. Die Ermittlungsbehörden prüfen, ob es sich bei diesem Video um eine Auftragsarbeit handelt. Dieser Verdacht wird durch den Umstand genährt, dass es sich bei dem 29-jährigen Lamborghinifahrer um einen aus dem Iran stammenden Mann handelt, der sein Geld mit windigen Social-Media-Geschäften „verdient“. Er soll Instagram-Follower akquirieren und an Leute verkaufen, die wiederum Follower brauchen, um höhere Werbeeinnahmen erzielen zu können. Der eine filmt mit einer Helmkamera sein Massaker an neuseeländischen Muslimen - so geschehen in Christchurch im März 2019 - und überträgt es mit einem Live-Streaming auf Facebook, andere lassen ihr Rennen auf einer dicht befahrenen Autobahn filmen und laden es anschließend hoch, um neue Follower zu gewinnen. All das ist möglich und geschieht unter unseren Augen. Verbrechen werden begangen, damit Bilder entstehen, die sich vermarkten lassen. Neuerdings werden Menschen getötet, misshandelt und gefoltert, um Bilder zu erzeugen und zu verbreiten. Die Wahrnehmung der Betrachter wird das Ziel der Tat. Und mit den Daten, die diese mediale Wahrnehmung erzeugt, wird obendrein noch Handel getrieben und Gewinn erzielt. „Jede Gesellschaft bekommt die Verbrecher, die sie verdient“, sagte der französische Rechtsmediziner Lacassagne schon vor über einhundert Jahren. Die kriminelle Physiognomie unseres Zeitalters wird von einem unappetitlichen und hoch toxischen Amalgam aus medialem Narzissmus und Profitstreben geprägt. Es ist gräulich und abscheulich. Ich habe mich unter dem Titel *Lackierte Kampfhunde* verschiedentlich mit dem Thema Straßenverkehr und der sozialpsychologischen Funktion des Automobils beschäftigt. Am ausführlichsten im ersten Band meiner *Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus*, der 2014 unter dem Titel *Zwischen Amok und Alzheimer* erschienen ist. Weitere Texte zum Thema Automobil als Waffe und Selbstwertprothese finden sich im dritten Band *Zwischen Anarchismus und Populismus*.

Tage später wird gemeldet, dass die Ermittler inzwischen vermuten, dass noch andere Sportwagen an dem Rennen beteiligt waren. Sie wurden auf den Tatort-Fotos im Stau an der Unfallstelle entdeckt. Es soll sich um Mitglieder einer etwa dreißigköpfigen Autoposer-Szene handeln, die ihre getunten Schlitten gern mal in der Wiesbadener und Frankfurter Fußgängerzone zur Schau stellen und regelmäßige Rennen veranstalten. Das Mekka der Raser und Poser sei allerdings Mannheim. Dort seien die Sportwagen-Fans, die mit quietschenden Reifen und röhrenden Motoren ihre Runden drehen, eine wahr Landplage. Die Polizei scheint diesem Treiben blasiert zuzusehen. Wahrscheinlich ist die Zahl der Polizisten, die selbst von solchen

**Verbrechen werden
begangen, damit Bilder
entstehen, die sich
vermarkten lassen.**

Autos träumen und mit dieser Szene sympathisieren, noch größer als die Zahl derer, die es mit den Rechtsradikalen halten.



Bild von inkoalseibua auf Pixabay (zugeschnitten, Red.)

Am Samstag stießen wir bei einer Wanderung auf einem kurzen Straßenabschnitt entlang eines feuchten Talgrundes auf drei von Autoreifen zerquetschte Feuersalamander. Dem Feuersalamander gehört seit je her meine besondere Sympathie. Als Kind war ich großer Fan der Lurchi-Comics mit ihren gereimten Texten, die man in Schuhgeschäften gratis bekommen konnte. Meine Stiefmutter versuchte mir weiszumachen, man bekomme die nur, wenn man etwas kaufe. Dem war aber keineswegs so. Man musste einfach nur zu Kasse gehen, dort lagen



©Christel Stroh 2020

sie stapelweise zum Mitnehmen bereit. Die Produktbindung hat bei mir nicht funktioniert, aber geblieben ist mir eine Verehrung der Feuersalamander. Als ich die plattgewalzten Salamander auf der Straße liegen sah, sprang die Gehirnantilope zu einer Szene aus Malapartes Roman *Die Haut*. Beim Einmarsch der Amerikaner in Rom läuft ein Mann jubelnd auf eine Panzerkolonne zu. Er möchte die amerikanischen Soldaten als Befreier vom Faschismus begrüßen. Er rutscht aus, wird von einem Panzer überrollt

und regelrecht plattgewalzt. Dann wird das, was von ihm übrig ist, von anderen „wie ein Teppich aus Menschenhaut aus dem Straßenstaub gelöst“ und „wie eine Fahne geschwenkt“.

„Das ist die Fahne Europas dort, das ist unsere Fahne“, ruft jemand. Aus irgendeinem Grund ist mir diese Szene im Gedächtnis geblieben, und die toten Salamander haben sie aus den Tiefen meines inneren Literatur-Ozeans an die Oberfläche geholt. Auch aus ihnen hätte man kleine Fähnchen machen können, um mit ihnen gegen den mörderischen Straßenverkehr und die Vernichtung der Natur zu demonstrieren. Auf dem Heimweg sahen wir am Straßenrand einen toten Fuchs liegen. Die Zahl der von Automobilen getöteten Tiere ist Legion. Wer begriffen hat, dass ein Hase, ein Igel, ein Rotkehlchen und ein Fuchs dasselbe Existenzrecht besitzen wie ein Mensch, und dass wir mit ihnen dieselbe Erde bewohnen, den packt angesichts dieses Massakers das Grausen. Drei Tote Salamander auf einem Straßenabschnitt von 150 Metern Länge müssten eigentlich zum Anlass genommen werden, diese Straße für den Autoverkehr zu sperren. Aber man komme mal im Gemeinderat mit einem solchen Vorschlag! „Das wäre ja noch schöner, wo kommen wir da hin!“, würden die Vertreter der autophilen Parteien fragen, sich kopfschüttelnd abwenden und nach der Sitzung ihren SUV besteigen. Die Naturzerstörung geht ungebremst weiter. Die Leute wohnen der Abholzung des Dannenröder Forstes ungerührt bei. Sie verfahren nach einem Motto, das mein Freund Fritz vor vielen Jahren angesichts des Waldsterbens formuliert hat: „Mein Auto fährt auch ohne Wald!“ Fritz ist Schauspieler geworden und lebt in Berlin. Vor ein paar Tagen sah ich ihn in zwei kleinen Szenen der neuen Staffel von Babylon Berlin. Er spielte den Wächter eines Archivs.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab’ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)